



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur zur Zeit der siebenjährigen Krieges.
IV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aller Stille, als ob es sich von selbst verstünde; er wurde bei Seite gesetzt, wie man eine abgenutzte Maschine in die Kumpelkammer wirft.

Mit welchem kläglichen Widerwillen das Direktorium und der Ausschuß der Kompagnie später die allernothdürftigsten Verbindlichkeiten gegen List regelte, dies darzulegen, erspare ich mir für einen zweiten Artikel. Hier kam es in erster Linie darauf an, zu zeigen, daß List es war und kein anderer, dem man die Entstehung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn zu verdanken hat; noch mehr, daß er durch die breite Grundlage, die er den Vorarbeiten zu geben wußte, Vorarbeiten für die sämtlichen Eisenbahnen Deutschland's lieferte; daß er, indem auf sein Betreiben zuerst eine höchst rentable Linie ausgebaut wurde, den Unternehmungsgeist ganz Deutschland's anspornte, dadurch den möglichst raschen Ausbau der Hauptverkehrslinien trotz der Abneigung vieler Regierungen gegen die Eisenbahnen sicherte und auf diese Weise dem Verkehr nicht nur, sondern der gesammten Volkswirtschaft und dem Vaterlande einen unermeßlichen Dienst erwies.

Leipzig.

H. Niedermüller.

Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

IV.

Im November 1760 entfernte sich Lessing, jetzt 31-jährig, des kritischen Geschäfts wieder einmal müde, plötzlich aus Berlin, ohne Abschied von seinen Freunden zu nehmen, und trat in Breslau als Sekretär in die Dienste des Generals Tauenzien; es sei einmal Zeit, meinte er, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben und neben dem Kopfe auch den Ventel zu füllen. Er verschwindet jetzt auf vier Jahre vom Schauplatz der Literatur. Indes setzten die Freunde — Mendelssohn und Nicolai — die „Literaturbriefe“ fort, und zu ihnen gesellte sich, für die theologischen Artikel, der Kandidat Resewitz.

Im Stil ein schlimmer Rückschritt gegen Lessing, wurden diese späteren Literaturbriefe in gewissem Sinne wichtiger für die deutsche Bildung als die früheren, insofern sie den Arbeiten des Auslandes einen großen Raum widmeten. Die französische und englische Prosa war in einem energischen Vor-

schreiten; sie wagte sich an die kühnsten Probleme und behandelte sie mit Geist. Diderot und Rousseau, Hume und Sterne erschütterten mit ihren Paradoxieen die anscheinend festesten Begriffe der Aufklärung, und gerade indem sie sich ihrer zu erwehren suchten, trugen die „Literaturbriefe“ zu ihrer Verbreitung bei.

Durch die „Literaturbriefe“ wurde Berlin eine Macht in der Literatur, gehaßt, aber auch gefürchtet und mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Was man später Berlinerei nannte, schreibt sich aus dieser Zeit her.

Es waren Schriftsteller aus der Nähe und Ferne, die theils zu bleibendem Aufenthalt, theils vorübergehend nach Berlin gekommen waren, die gemeinsame Atmosphäre einsogen und in den gemeinsamen Ton einstimmten. Angelockt waren sie theils durch die Duldung von oben, theils durch das muntere geistige Leben der Stadt. Freilich that die Regierung wenig oder nichts, den Einzelnen zu fördern; sie mußte mit knappen Mitteln wirthschaften. Aber sie fiel auch Niemand lästig, Jeder konnte „nach seiner Façon selig werden“. Es gab in Berlin keine Kräfte ersten Ranges, aber was da war, hielt in der großen Stadt eng zusammen, viel enger als jemals in einer späteren Zeit. Täglich fand sich der eine oder andere Gast ein, aus Halle, Halberstadt, Leipzig, Hamburg, und der briefliche Verkehr ging auf's lebhafteste bis nach Riga, Kopenhagen und Zürich hin.

Eine wichtige Acquisition für die „Literaturbriefe“ war Thomas Abbt, damals 22jährig, aus Alm, der, ehe er eine Professur in Rinteln antrat, sich einige Monate in Berlin aufhielt. Seine Abhandlung „Vom Tode für's Vaterland“ ließ Nicolai Anfang 1761 drucken; Gleim's Ausspruch „Berlin sei Sparta!“ wurde nun auch dem schöngeistigen Publikum eingeschärft. Es war ein gedrungenener und blühender Stil in dieser kleinen Schrift, und was an Reife der Bildung fehlte, wurde durch einen ungewöhnlichen Bilderreichtum ersetzt. Abbt hatte einen entschiedenen Sinn für Geschichte, der den Berlinern fast ganz abging.

„Was nur den Namen Geschichte hat,“ schreibt Mendelssohn an Abbt, „Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf wollen, und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß.“ Ausgeschlossen von dem wirklichen Leben der Völker, mußte der Jude sich eben an Metaphysik halten.

Abbt war zu seiner Schrift durch des Schweizers Zimmermann Buch „Ueber den Nationalstolz“ angeregt. Mit den Schweizern blieben die Berliner durch Sulzer in steter Verbindung. Hirzel, Sulzer's alter Freund, schrieb damals über den Schweizer Bauer Klein Fogg seine „Wirthschaft eines philosophischen Bauern“, eine Schilderung der ländlichen Berrichtungen, die

wohlthwend gegen die Gekner'schen Idyllen abstach; zum ersten Male ging man auf Wirklichkeit aus. Auch die Franzosen, die überhaupt mit der Schweiz immer Fühlung behielten, wurden aufmerksam darauf. Als Hirzel, Sselin, Usteri, Gekner, Lavater, Füßli u. a. die „Helvetische Gesellschaft“ gründeten, deren Zweck war, „die Geseze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft sowohl als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den echten Grundsätzen der Geschichte in ihr wahres Licht zu setzen“, ernannten sie Mendelssohn zum Ehrenmitgliede: bei seiner Abneigung gegen die Geschichte ein wunderliches Kompliment.

Im April 1761 erhielten die Herausgeber der „Literaturbriefe“ ein kleines Werk, das sie sehr interessirte: „Harlekin oder die Vertheidigung des Grotesk-komischen“.

Harlekin fordert Lessing, der sich seiner einst so warm gegen Gottsched angenommen, auf, zu seiner völligen Wiederherstellung mitzuwirken. Es sei eine Thorheit, zu verlangen, daß jede Kunst durch den Nachweis eines moralischen Zweckes sich legitimire. Tanzen wir etwa, um unsern Körper gesund zu erhalten? Hören wir eine lustige Musik, um unsere Herzen zu bekehren? Das Vergnügen ist an sich gut. Es kann der größte Lobspruch für eine Oper sein, die ihre Welt für sich hat, daß sie gegen die unsere ganz unnatürlich aussieht. Auch die Karrikatur hat ihre Vorzüge: Menschen, die sich in einer gewissen Entfernung von der Wahrheit befinden, müssen durch Vergrößerung der Gestalten zu einem deutlichen Gesichtspunkte gelangen. Selbst im Leben des Weisen hat eine muthwillige, vom Verstandesballast befreite Ausgelassenheit ihre Rechte. „Strenge Sittenlehrer mögen immer die Kastrierten vom Fegefeuer befreien und die schönen Sängern dort ihre verlorenen Stunden nachholen lassen: ich werde das Glück der Ersteren nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der Letzteren nicht verdienen.“

Der Verfasser dieser kleinen Schrift, Justizamtmann Justus Möser in Osnabrück, damals 40jährig, ging in der Vertheidigung grotesker Typen noch weiter: halb im Ernst, halb im Scherz verlangte er die Wiederherstellung des Gekkenordens. „Man rühmt es zwar unsern großen Vorfahren nach, daß sie zum Zeitvertreib viel auf brüderliches Trinken gehalten, und darin die ganze Wollust politischer Verschwörungen genossen hätten; auch redet man nie von ihren Töchtern, ohne sich Prinzessinnen vorzustellen, die in treuer Liebe in hohem Stil ihre Feierabende zugebracht hätten. Allein man mag ihnen ihr Trinken, ihre Verschwörungen und ihre Abenteuer noch so hoch anrechnen, so bleibt es doch ein Räthsel, wie sie ohne Kartenspiel, ohne Romanlektüre und

ohne Zeitungen die eine Zeit wie die andre so vergnügt hinbrachten. . . . Die Geschichte, welche die Handlungen eines Jahrhunderts in eine selbständige Erzählung zusammendrängt und die ganze Welt als immer geschäftig darstellt, täuscht den Kenner nicht. Die heroischen Tugenden waren so wenig wie die tändelnden unser's Jahrhunderts der Langenweile allein gewachsen."

In dem Geckenorden findet nun Mösler den wichtigen Vorzug, daß er Maskenfreiheit gab und dem Einzelnen verstattete, aus sich herauszugehen. „Bei uns bringt man die Zeit bei Tisch wie im Staatskabinet zu und redet mit der Vorsicht eines Gesandten. Wie glücklich waren dagegen jene klugen Gecken, die ihren Orden anhängen und dann im Charakter ihrer Rolle mit allen durchlauchtigsten und hochgebornen Brüdern eine stumpfe Lanze brechen konnten."

„Aber das beste Mittel für das Frauenzimmer, um einer Gesellschaft den lebhaftesten Ton zu geben, war unstreitig, daß ein jedes seinen erklärten Anbeter haben, daß jeder Dichter seiner Dame öffentlich sagen durfte, was er bei ihrem Anblick fühlte, und daß diese ihm in eben dem Ton antwortete. Jedes Auge mußte heitrer, jeder Mund beredter, jeder Einfall leichter sein als jetzt, wo der Mann seiner Frau garnichts, der Liebhaber aber seine Schmeicheleien nur heimlich sagen darf."

Lessing waren die Mösler'schen Anschauungen, wenigstens in der Theorie, äußerst sympathisch. Noch sechs Jahre später erklärt er, ihnen ganz beizutreten. „Seitdem die Neuberin sub auspiciis Sr. Magnificenz des Hrn. Prof. Gottsched den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen: ich sage, geschienen; denn im Grund hatten sie nur das bunte Säckchen und den Namen abgeschafft, aber den Marken behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stückchen, in welchen Harlekin die Hauptperson war, aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und* war ganz weiß, anstatt scheckig, gekleidet. Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Säckchen wieder an."

Man denke sich den Hanswurst in die „Minna von Barnhelm" eingeschoben, und man wird sich überzeugen, daß Lessing hier wieder einmal über die Schnur hieb. Gerade das Realistische und Individualisirende in seiner Kunstrichtung schloß die bloß typische Figur unbedingt aus.

Im April 1761 schrieb Abbt an Mösler „im Namen einer kleinen Berlinischen Gesellschaft" einen freundlichen Brief und zeigte den „Harlekin" in den „Literaturbriefen" an. Seitdem bestand zwischen ihnen ein lebhafter Verkehr. Im Grunde ging Mösler's Richtung ganz gegen den Strich der Berliner: aber man ließ ihm, seiner anscheinenden Treuherzigkeit wegen, die

erschreckendsten Einfälle durchgehen. Auch fehlte es nicht an Anknüpfungspunkten. Möser's „Spinnstube“, das Schreiben einer Mutter über den Putz ihrer Kinder, eines Meiers über den Putz seiner Frau („sie tanzte gut und kochte schlecht“ u. s. w.) erinnern an Rabener: der gleiche Kampf gegen Unnatur, Etikette, Prunksucht, Nachäfferei, Schlassheit, Empfindelei; dieselbe Verherrlichung schlichter Bürgerlichkeit. Aber Rabener's Gesichtspunkte sind Kleinbürgerlich; Möser ist bei den höheren Ständen, sowie bei Bauern, Bettlern, Vagabunden völlig zu Hause, die denn doch ein ganz anderes individuelles Leben bewahrt haben als die armen Kandidaten, Hofmeister und Honoratioren Rabener's. Sein Stil, plastisch und scharf bestimmt wie der Lessing's, ist gesättigt durch die konkreten Anschauungen des weltkundigen Juristen und des gelehrten Geschichtsforschers.

Verhältnismäßig spät, im 20. Jahre — weil sein Vater, so lange die Werber Friedrich Wilhelm's I. ihr Wesen trieben, sich scheute, den stattlichen Sünzling, der fast sechs Fuß maß, außer Landes zu schicken —, bezog er die Universität, erst Sena, dann Göttingen. Nach Ablauf des juristischen Trienniums erhielt er eine Sekretärstelle bei der Ritterschaft.

Die Verfassung des Bisthums Osnabrück war eigenthümlich. Die Landstände bestanden aus drei Körperschaften: dem Domkapitel, welches den Bischof wählte, und in welchem nur drei Evangelische saßen; der Ritterschaft, überwiegend protestantisch; und der Deputation der Städte. Der Regent mußte abwechselnd katholisch und protestantisch sein. Auf dem Lande herrschte die Leibeigenschaft, doch in milder Form.

Im 25. Jahre wurde Möser die einflußreiche Stelle eines Advocatus Patriae aufgetragen: als solcher hatte er die Prozesse des Fiskus gegen Einheimische und Auswärtige zu führen; bald darauf wurde er auch Syndikus der Ritterschaft und vertrat nicht selten in einem Rechtshandel beide Parteien, stets zur beiderseitigen Zufriedenheit. Im 26. Jahre heirathete er: eine prächtige Frau, mit der er 41 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Seine Existenz war geräumig, sein Haus das gastfreieste der Gegend, seine Bekanntschaft von einer seltenen Ausbreitung; von nah und fern kam ihm unbedingtes Vertrauen entgegen.

Der Mittelpunkt seines Lebens war sein Amt; die Schriftstellerei trieb er nur in seinen Mußestunden und fast immer in Beziehung auf seine Geschäfte. Vom Standpunkte eines praktischen Juristen aus suchte er sich mit dem Publikum zu verständigen; die Erfahrungen seines kleinen Kreises, der freilich mehr Individualität besaß als irgend ein Fleck des heiligen Römischen Reichs, dehnte er auf das Allgemeine aus. Dafür war freilich Osnabrück ein sehr ergiebiger Boden.

Die Gegensätze lagen hart nebeneinander, und der Advokat lernte sich früh in Menschen aller Art, von entgegengesetzten Gesinnungen und entgegengesetztem Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung, alle Gegenstände von mehreren Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von der ungewöhnlichsten. Er liebte, wie Leibniz, jede Meinung so lange hin und her zu wenden, bis er sie annehmbar befunden; er ging mitunter darin sehr weit; von seinen Paradoxieen muß man vieles abrechnen, was der Schalk oder der juristische Virtuoso überm Herzen wegspricht; um deutlich zu werden, sucht er das derbste, das nacktste und ungesittetste Wort. In gründlicher Verachtung der Redensarten von allgemeinen Menschenrechten, allgemeiner Menschenliebe und bildloser Moralität, wie Weiße und Gellert sie vortrugen, scheute er nicht vor den härtesten, ja cynischen Konsequenzen, um den wirklichen Menschen mit seinen mannigfaltigen Leidenschaften und Grillen als Naturwesen, mit seinen historischen Schranken als Bürger jenem abstrakten Ideal gegenüberzustellen. Aber seine massive Gesundheit bewahrte ihn auch vor jeder eigentlichen Sophistik. Freilich kann man seine Behauptungen oft in das Gegentheil umkehren; aber den besten philosophischen Sätzen geht es nicht anders. Gewissenhaft in allem, was er that, war er in seiner Bildung und seinem Urtheil frei. Seinem Auge entging nichts, am wenigsten das Abgeschmackte, zugleich aber hatte sein Blick etwas Liebevollles: der Humor war die natürliche Form seines Denkens und Empfindens.

Die Freiheit seines Blickes wurde gefördert durch ein sehr umfassendes historisches Wissen; er verstand die Geschichte seiner Heimat darum so gut, weil ihm die Analogieen aus allen Zeiten und Ländern gegenwärtig waren. In seinem historischen Wissen duldete er keine bloßen Namen; jeder Begriff mußte sich ihm in sinnliche Anschauung übersetzen. Das westphälische Bauernhaus versinnlichte ihm die Cherusker das Tacitus, die Kolonieen in Nordamerika die Gesetze der Völkerwanderung. Geschichte, Rechts- und Sprachwissenschaft griffen bei ihm ineinander. Ein Kerndeutscher, schulte er doch seine Sprache an der Bildung der Fremden: er sprach fertig französisch, italienisch, englisch und war ein gründlicher Kenner der Alten. Sein Humor war nicht ein loses Spiel, sondern das Resultat gründlichster Bildung.

Neben Lessing ist Möser ohne Zweifel der bedeutendste Prosaiker der Periode. Es ist interessant, bei stilistischen Umarbeitungen ihr Verfahren zu vergleichen; von beiden haben wir Proben. Lessing arbeitet seine Sätze immer pointirter heraus, während Möser sich gern schelmisch zurückzieht, die Sätze ihrem eigenen Schicksal zu überlassen scheint und mit einer unschuldigen Miene zusieht, als gehe ihn die Sache nichts an. Auch das ist eine bewußte Kunstform, aber der Lessing's entgegengesetzt.

Seine ganze Art bezeichnet bereits eine Jugendschrift, 1746, „Ueber die Befehung im Alter“. „Wo der Widerstand,“ heißt es da, „schwach ist, da ist der Sieg gering; und da ein alter Mann oftmals nicht soviel Kraft hat, dem Reiz einer Klapperbüchse zu widerstehn, wie will er dem beständig anziehenden Reiz der Tugend widerstehn? Die beste Befehrerin in der Welt ist die Faulheit; und wenn der Mensch nur erst soweit ist, daß seine Leidenschaften träge werden, so ist er gar bald fromm. Ich habe noch keinen gesehen, der sich in der Stärke seiner Leidenschaften ernsthaft gebessert hätte; das Herz hat allemal den Verstand betrogen.“

„Ich besinne mich, daß ich in meiner ersten Kindheit einen großen Theil an Kleinigkeiten nahm. Mein Herz war ein leerer Raum. Meine Mutter erfüllte mich anfangs ganz; nachher wurde ihr Bild bei mir kleiner, weil mein silbernes Pfeifchen auch einen Platz haben wollte. Ich ging in die Schule und nahm soviel Wörterchen in diesen Raum, daß mein silbernes Pfeifchen nur den tausendsten Theil seines vorigen Platzes behauptete. Ich erblickte eine Schöne, welche meinen ganzen Seelenraum durchaus erfüllte; meine Wörterchen waren zu schwach, diesen andringenden Reizungen zu widerstehn. Es währte beinah ein Jahr, daß meine vernunftlose Einöde sich dergestalt von dieser Schönen erfüllen ließ. Endlich aber kam das Spiel . . . Jetzt merkte ich, daß der Schwamm meiner Leidenschaften seine ganze Ausdehnung verliere: ich sah, daß ich täglich frömmere wurde, sowie diese abnahmen.“

„Eine solche Frömmigkeit ist nur die Abwesenheit der vorigen Bilder, welche sich von selbst verloren haben; die geistlose Leere schnappt aus Noth, und damit das Kinderbüschchen, welches sich bei dem Menschen im Alter, wenn er von seiner Einbildungskraft verlassen wird, jedesmal hervorthut, sich nicht weiter ausdehnen möge, nach frommen Bildern. Daher kommt es, daß alte Leute gar oft abergläubisch werden und in fromme Ausschweifungen verfallen: ein jedes fürchterliche Bild erfüllt sie, weil in ihrem Seelenraum nichts ist, was noch einigen Widerstand leisten könnte.“

„Bei einem Menschen, der die Kraft seiner Leidenschaften in der Wollust abgenutzt, hat endlich die Frömmigkeit noch den Werth der Neuheit. Eine jede Vergnügungsart, sie sei gut oder schlimm, hat allemal ihre Reizungen, und das matteste Herz empfindet dabei noch etliche angenehme Aufwallungen oder zärtliche Blähungen, die ein Zeichen der Frömmigkeit sind; und diese frommen Aufwallungen werden noch oft von dem Vergnügen der Neue unterhalten. Auch werden viele Sünden durch Verdruß und Langeweile geschwächt und durch die Veränderungsbegierde erzeugt; daher ist ihr Andenken noch immer und wenigstens wider Willen angenehm, weil unser Herz mehr seine Fehler bereuen will als wirklich bereut. Solche Personen opfern Gott nur denjenigen Ekel

auf, welchen sie verbannen wollen, es koste was es wolle. Die angenehme Verfluchung ihrer vorigen Ausschweifungen schmeichelt noch immer der sterbenden Neigung, und die Thränen über die Sünden sind fast immer mit solchen Tropfen vermischt, welche aus einer zweideutigen Zärtlichkeit entspringen. Aus diesem Grund kann ein alter Mann allemal bei seiner Frömmigkeit des Vergnügens der Neue genießen; aus eben diesem Grund fließt die gemeine klösterliche Andacht, wie St. Pierre schon angemerkt hat, indem er keinem rathen will in's Kloster zu gehn, der nicht einen solchen Vorrath von Sünden gemacht, daß es ihm niemals am Vergnüen der Neue fehlen könne."

Möser war 26 Jahre alt, als er das schrieb; der Zensur strich das Ganze. Ein späteres Fragment einer Selbstbiographie klingt aber noch lebhaft an diese Jugendschrift an. „Unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß, triumphirt die Eigenliebe; und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich muß oft über die schlauen Wendungen lachen, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zweck führt. Mein Glück ist, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesicht und grade mit soviel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafteste Empfindung aller Gegenstände zurückzuhalten. Nur in meinem Lehrstuhl oder an meinem Schreibtisch lache ich oft ungehört und ungehört; aber in Gesellschaften und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bitteren Ausbrüche meines Herzens.“

Dieser scharfe Blick in das Einzelne, an sich nicht ohne Gefahr, wurde bei Möser corrigirt durch einen freien Blick in's Große. „Können Sie mir ein einziges schönes Stück aus der physikalischen Welt nennen, welches unter dem Mikroskop seine vorige Schönheit behielt? Jede Sache hat ihren Gesichtspunkt, worin sie allein schön ist; sobald Sie diesen verändern, sobald Sie mit dem anatomischen Messer in das Eingeweide schneiden, verfliegt die Schönheit. Was Ihnen durch das Vergrößerungsglas ein rauhes Ding scheint, wird dem unbewaffneten Auge eine liebliche Gestalt; der Berg in der Nähe ist voller Höhlen, aber unten, in der Ferne, wie prächtig! — Wenn das in der physikalischen Welt wahr ist, warum nicht in der moralischen? — Sezen Sie Ihren Helden einmal auf die Nadelspitze und lassen ihn unter Ihrem moralischen Mikroskop Männchen machen! Nicht wahr? Sie finden ihn recht schwarz, grausam, geizig und seinem Bruder ungetreu? — Aber treten Sie zurück: wie groß wieder! — Wer heißt Sie nun die Schönheit dieses großen Eindrucks um deswillen anfechten, weil die dazu wirkenden Theile bei immer schärferer Untersuchung so häßlich sind? — Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fämet ohne Fäulung haben, und Blitze die nicht zünden. — Wir wollen die Tugend bloß für die Taug-

samkeit oder die innere Güte eines jeden Dings nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden, und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Anwendung soll sein Verdienst, und die Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Größe seines Verdienstes bestimmen."

Kaselm Feuerbach.

Goethe hat im zweiten Theile seines „Faust“ zuerst mit Bewußtsein das Problem aufgestellt, an dessen Lösung im Laufe des Jahrhunderts die erlesensten Geister unseres Volkes mitgewirkt haben, das Problem, die Klassizität des antiken Griechenthums mit den Idealen der modernen Kunstanschauung, insbesondere mit der Romantik, zu verschmelzen und dadurch eine neue Renaissance heraufzuführen. Auf den verschiedenen Gebieten der Kunst ist die Lösung dieses Problems verschiedenartig angestrebt worden. In der Bildhauerkunst wurde der Ausgang zu dieser Renaissance von dem eifrigsten Studium der Natur genommen, welches aber durch die Vorbilder der Antike geregelt wurde. Thorwaldsen und Rauch waren in der Plastik die Chorführer dieser Renaissance, die sich — und wie bald! — heute schon wieder ausgelebt hat. Rietchel machte bereits einen großen Schritt von der Antike dem reinen, nicht durch ein anderes Medium hindurchgeleiteten Naturalismus entgegen, und in unseren Tagen krönt der Beifall der Menge und das Glück des Erfolges die Werke eines Reinhold Begas, der in seinem derben, wuchtigen Naturalismus, in seiner dramatischen Leidenschaftlichkeit an Michel Angelo und das Zeitalter des Barocco anknüpft.

Ganz denselben Verlauf hat die Geschichte der modernen Architektur und Malerei genommen. An der edlen, einfachen, stilvollen Klassizität Schinkel's geht man heute fast theilnahmlos vorüber. Man versucht nicht mehr die Wiedergeburt der deutschen Kunst aus dem Geiste des Griechenthums, sondern knüpft an die voll und üppig entwickelte Renaissance des 16. Jahrhunderts an, wie sie sich in Italien, Frankreich und Deutschland, den Bedürfnissen eines jeden Landes entsprechend, gestaltet hat. Die Renaissance des 16. Jahrhunderts liegt dem modernen Geiste ungleich näher als die kühle Höhe der Antike. Ich habe viele Leute theilnahm- und verständnißlos an der „hohen Frau von Milo“ vorübergehen sehen; aber vor der allgewaltigen, ergreifenden Herrlichkeit Grenzboten III. 1879.